Blätter für Heimatkunde 65 (1991)

„. . . wie bei 's Posch'n Hochzeit"

Kindheit am Dorf und Hartberger Schuljahre nach dem Ersten Weltkrieg

Von Alois Fuchs

Meine Mutter, eine geborene Ernst aus Schildbach bei Hartberg, pflegte, wenn es irgendwo besonders hoch herging, zu sagen: „Da geht's zu, wie bei 's Posch'n Hochzeit." Ich halte es für wahrscheinlich, daß damit der Heimathof von Fritz Posch in Wenireith gemeint war. Fritz Posch und ich besuchten eine Zeitlang gemeinsam die Bürgerschule in Hartberg, bis sich unsere Wege trennten. Erst nach meiner Pensionierung als Gutsverwalter in Herberstein, als ich begann, die Geschichte oststeirischer Bauernhöfe zu erforschen, trafen wir uns im Landesarchiv wieder.

Ich wurde im gleichen Jahr wie Fritz Posch, 1911, am Hof meines Vaters in Mitterdombach 10 (etwa sechs Kilometer südwestlich von Hartberg) geboren. Schon das älteste Urbar der Herrschaft Neuberg von 1478 verzeichnet Bauern namens Fuchs (Fux) in Mitterdombach. Auch auf unserem Hof saßen Bauern dieses Namens zwischen 1632 und 1731, aber erst mit meinem Urgroßvater Alois Fuchs, der aus Siebenbrunn eingeheiratet hatte, begann die nachweisbare und ununterbrochene Erbfolge auf meinem Heimathof. Dies ist auch deshalb bemerkenswert, als die beiden Dörfer Mitterdombach und Siebenbrunn zwar eine politische Gemeinde bildeten (jetzt sind sie mit anderen, darunter Wenireith, zur Gemeinde Hartberg-Umgebung zusammengelegt), jedoch jedes für sich ein ausgeprägtes Eigenbewußtsein besaß. Wir Buben verspotteten unsere Kameraden vom Nachbardorf so: „Siebenbrunn und no koa Wasser!"

Mein Heimathof ist von mittlerer Größe (knapp 15 Hektar), aber wir waren immer „Roßbauern". Das Anwesen war ursprünglich größer, eine unglückliche zweite Ehe meines Großvaters, die geschieden wurde, hatte 1893 Grundverkäufe zur Folge. Mein Vater übernahm den Hof 1906, mein Großvater Johann Fuchs ist 1915 mit 65 Jahren gestorben. Meine Großmutter väterlicherseits, eine geborene Garber aus Kruckenthal (zum Hof gehörte die sogenannte Teufelsmühle), starb, als mein Vater elf Jahre alt war, und da die zweite Ehe meines Großvaters schon nach einem Jahr scheiterte, wuchs er ohne mütterliche Liebe auf. Er hat eine Mutter sehr vermißt und uns Buben erzählt, daß er an Sonntagen manchmal nach Maria Fieberbründl gegangen sei und zur Gottesmutter gebetet habe. In seiner Jugend gehörte es am Abend zu seiner Hauptbeschäftigung, beim Spanleuchter in der Rauchstube zu sitzen und das Spanlicht zu betreuen: einen neuen Span einzuklemmen, ihn in eine steile oder weniger steile Lage zu bringen, um dadurch eine größere oder kleinere Flamme zu erzeugen. Der Span mußte „geschneuzt" werden, was hieß, die abgebrannten, verkohlten Teile zu entfernen.

Meine Mutter entstammte einer sehr frommen Familie. Wenn wir auf der Schildbacher Höhe auf dem Feld arbeiteten — wir Buben halfen häufig am mütterlichen Hof aus — und vom Schloß Neuberg das Betläuten zu hören war, unterbrachen Onkel und Tante die Arbeit und beteten still den „Engel des Herrn". Gleiches geschah am Freitag vormittag beim „Neuneläuten".

Mutter hat manchmal geklagt, daß Vater den „glaubenslosen" „Bündlern" (Bauernbund, später Landbund) angehörte. Tatsächlich war Vater ein gläubiger Mann und betätigte sich mit einem anderen Bauern des Dorfes jahrzehntelang als Vorbeter der Mitterdombacher bei der Osterprozession nach Hartberg, beim „Lebing-Beten"[1] und bei Wallfahrten. Selbstverständlich wurde in meinem Elternhaus vor dem Mittagessen immer der Englische Gruß gebetet, und wer vom allsonntäglichen Kirchgang zu Hause bleiben mußte, war verhalten, am Vormittag eine Litanei zu beten; dazu kniete man sich im Herrgottswinkel auf einen Schemel. In jedem Wohnraum unseres Hauses hing in Türnähe ein Weihbrunn-„Kacherl".

In der warmen Jahreszeit fuhr Vater manchmal mit einem Pferd und dem Kaleschwagen mit Mutter und ein, zwei Buben zum Kirchgang nach Hartberg, wo Pferd und Wagen im Gasthof Schramm eingestellt wurden. Vor der Heimfahrt kehrten wir natürlich beim Schramm ein, wo es für uns Buben die heiß begehrten Würstel und ein „Kracherl" gab.

Mein Vater galt in der Gemeinde als Fortschrittsbauer. Schon bei der Gründung der vom Stocker-Verlag herausgegebenen Zeitung „Die Landheimat" (später „Der fortschrittliche Landwirt") hat Vater diese Fachzeitschrift bald nach dem Ersten Weltkrieg abonniert, und auch wir Kinder lasen sie mit großem Interesse und haben aus ihr viel Fachwissen gewonnen. Auch den in Weiz erscheinenden „Südostpionier", ein landwirtschaftliches Fachblatt für die Oststeiermark, hatte Vater abonniert. Er verwendete als erster im Dorf schon in den zwanziger Jahren Kunstdünger, stellte Düngungsversuche an, unternahm Getreidesortenversuche und zog daraus Nutzen.

Die altüberkommene Bifing-(„Bifang"-)Wirtschaft[2] erforderte bis Anfang der dreißiger Jahre meist einen Roßknecht und eine Kuhdirn als Dienstboten, da alle Arbeiten am Hof und „auf der Weid" (Felder und Wiesen) händisch zu verrichten waren. Nur ein pferdebetriebener Göpel[3] für den Getreidedrusch war vorhanden. In den zwanziger Jahren wurde ein alter Benzinmotor in Betrieb genommen und 1933 der elektrische Strom eingeleitet. Erst jetzt konnten eine Dresch- und Häckselmaschine, eine Schrotmühle und Kreissäge mittels Elektromotors betrieben werden.

1910, als meine Mutter auf den Hof einheiratete, war noch die Rauchstube vorhanden, die über ihr Verlangen — noch vor ihrer Übersiedlung — zur Sparküche mit Sparherd umgebaut worden war. 1915 wurde das letzte Strohdach über dem Scheunentrakt entfernt und durch ein Falzziegeldach ersetzt. Ich habe damals als kleiner Bub mit vier Jahren „mitgeholfen", Stroh vom Dach herauszuziehen.

Die Notzeit nach dem Ersten Weltkrieg ist auch auf unserem Hof mit den sieben Kindern verspürt worden: Es mangelte ständig an Geld. So hat meine Mutter sonntags zum Kirchgang Butter und Eier nach Hartberg mitgenommen, um mit dem Erlös ihren Küchenbedarf an Zucker u. ä. zu decken (die Geschäfte waren am Sonntag vormittag geöffnet). Kaffee gab's nur an Sonntagen, an den Wochentagen eine Suppe zum Frühstück.

[1] Wallfahrtskirche Maria Lebing bei Hartberg.

[2] Bifing („Bifang") ist ein von zwei Furchen begrenzter Ackerstreifen (Beet). Zweck der Bifingwirtschaft war der Wasserabfluß auf feuchten Böden, womit aber der Nachteil großen Flächenverlustes verbunden war.

[3] Von Pferden im Rundlauf betätigter Antrieb.

Ein erheblicher Teil des geernteten Getreides und der Hackfrüchte diente der Selbstversorgung auf dem Hof; ein Getreideverkauf erfolgte nur ausnahmsweise. Die spärlichen Einkünfte kamen vornehmlich aus dem Verkauf von Rindern und Schweinen, von etwas Milch und Brot. Außer den drei Hauptgetreidesorten Roggen, Weizen und Hafer wurde als Stoppelfrucht viel Heiden (Buchweizen) angebaut. Heidensterz zur Milch und Heidenknödel zum warmen Geselchten waren sehr beliebt. Speisebohnen sind im Maisacker in zwei Reihen entlang der Furche auf dem Bifing gepflanzt worden; die Bohnen kamen am Abend täglich als Speise vor dem Grieskoch auf den Tisch.

Wenn wir auf dem Hof auch immer genug zu essen hatten, so erforderte der konstante Mangel an Geld doch größte Sparsamkeit. Allein die Bekleidung von sechs Buben und einem Mädchen bereitete den Eltern Sorgen und machte es notwendig, daß das Werktags- und Sonntagsgewand von einem an den anderen weitergegeben und bis zum Verschleiß aufgetragen werden mußte. Zur Reparatur und zur Neuanfertigung von Schuhen kam ein Schuster aus Flattendorf mit ein, zwei Lehrbuben als Störarbeiter auf den Hof. Das Sauleder für die neuen Schuhe und die Reparaturen stammte vom Hof. Bei den winterlichen Schlachtungen wurde die Mastsau gehäutelt und die Haut vom Gerber gegen Entgelt verarbeitet. Saulederne Schuhe haben in besonderem Maß Wasser angezogen, waren daher bockig und bei uns Kindern wenig beliebt; rindslederne konnte man sich aber nicht leisten. Im Winter gingen wir in Holzschuhen mit ledernem Stiefelrohr zur Volksschule. Mit einer Stroheinlage im Holzschuh hatte man den ganzen Tag warme Füße; im Schulzimmer machten diese Schuhe natürlich einen unbeschreiblichen Lärm.

Der Störschneider kam regelmäßig jährlich zu Winterausgang, um die nötige Bubenkleidung anzufertigen, meist ein „Zeuggwandl". So konnten wir voller Stolz im neuen Gewand mit der Dorfgemeinschaft an der Auferstehungsprozession nach Hartberg teilnehmen.

Vater war von 1913 bis 1919 Bürgermeister der Gemeinde Mitterdombach/Siebenbrunn, was viel zusätzliche Arbeit mit sich brachte. Die Bäuerinnen, deren Männer eingerückt waren, hatten die ganze Last der Hofbewirtschaftung zu tragen. Sie waren unablässig bestrebt, eine Beurlaubung, eventuell eine Befreiung ihrer Männer vom Militärdienst zu erwirken. Es war aber nur vereinzelt ein Anbauurlaub zu erreichen — und für ablehnende Bescheide gab man dem Bürgermeister die Schuld.

Er war darüber hinaus für die Abwicklung der vorgeschriebenen Lebensmittelablieferungen, Getreide, Kartoffeln, verantwortlich sowie für die Aufbringung von Schlachtvieh, von Heu und Stroh. Die Gendarmen des zuständigen Postens Kaindorf, im Dienst stets mit Karabiner und aufgepflanztem Bajonett unterwegs, kamen häufig, um die Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften zu prüfen oder die Beurlaubungen von Soldaten zu kontrollieren.

Im Juni 1915 wurden der Gemeinde fünfzig russische Kriegsgefangene als Arbeitskräfte samt fünf Mann Bewachung und zwei Jungschützen zugewiesen. Die Gefangenen wurden in einem Nebengebäude des Haas-Hofes, Haus Nr. 18, untergebracht. Auf unserem Hof arbeitete ein Iwan Luschin, ein Bauer. Als er bei Kriegsende in seine Heimat zurückkehrte, weinte er bitterlich. Zu Hause erwarteten ihn Kommunismus und Grundenteignung, wovon er uns später mittels einer Postkarte berichtete (er hatte einst acht Pferde

besessen, jetzt durfte er nur mehr eine Kuh halten). Die Russen sangen an den arbeitsfreien Sonntagen zu ihren Balalaikas schwermütige Lieder, wir Buben hörten ihnen gerne zu; ich konnte auf Russisch bis hundert zählen. Man hat den Abzug dieser fleißigen Menschen allgemein sehr bedauert.

Der Bürgermeister bekam von Amts wegen periodisch Verlustlisten mit den Namen der Gefallenen zugesandt. Mutter hat diese Listen mit großer Sorge studiert, weil sie von ihrem Bruder Alois, der als Kaiserjäger an der Italienfront eingesetzt war, seit Monaten keine Nachricht mehr erhalten hatte. Er ist — als Hoferbe vorgesehen — aus dem Krieg nicht mehr heimgekehrt. Den glücklich Heimgekehrten hat die Gemeinde Mitterdombach/Siebenbrunn ein großes Fest bereitet. Ich war als achtjähriger Zaungast so wie die gesamte Bevölkerung der beiden Dörfer mit dabei (Abb. S. 17).

In der Zeit nach dem Weltkrieg nahm das Betteln stark zu. Zum Teil waren es wohl arbeitsscheue Personen, die auf diese Weise ihr Leben fristeten, oft aber auch arbeitsunfähige Menschen, Kriegsinvalide, „Moststesser", die von Haus zu Haus zogen und um Essen oder auch nur einen Trunk Most baten. Schlecht gekleidet, infolge mangelnder Reinigungsmöglichkeit mit Ungeziefer und üblem Geruch behaftet, bekamen diese bedauernswerten Leute Speis' und Trank meist vor der Haustür verabreicht. Die Bauern waren verhalten, ihnen auch ein Nachtquartier zu geben, im Winter ein Strohlager im Stall, in der warmen Jahreszeit in der Scheune oder auf dem Heuboden. Vor dem Schlafengehen mußten sie Streichhölzer und Feuerzeug über Nacht beim Bauern abgeben.

Unser Haus war jahrelang verpflichtet, die Quartieranweisungen für sie durchzuführen, wozu ein Büchel mit Vordruck und Durchschlagblatt verwendet wurde. Das erste Blatt ist dem „Nachthübler" für den Quartiergeber mitgegeben worden. Die Gendarmerie hat diese Aufzeichnungen immer wieder für Erhebungen benützt.

Auch Zigeuner aus dem Burgenland kamen häufig ins Dorf, bettelnd, aber auch als Musikanten. Schleifer, Regenschirmmacher und Rastelbinder ergänzten die Reihe der Besucher auf den Höfen.

Auf unserem Hof lebte und arbeitete auch der Bruder meines Vaters, Josef, ein gelernter Sattler- und Tapezierermeister. Er fertigte in seiner Werkstatt Pferdebeschirrung an, ging aber auch in die Umgebungsgemeinden auf Störarbeit. Dem talentierten Zeichner sah ich als Bub gern zu. Er war bei Sattlermeister Krautwaschl in Pöllau in die Lehre gegangen und hatte einige Jahre nach der Zeit der Wanderschaft und bevor er nach Mitterdombach zurückkehrte in Vordernberg gearbeitet.

In Mitterdombach gab es schon seit 1806 Schulunterricht; als Schulräume dienten Stuben in den Bauernhäusern. Die Schüler kamen aus Siebenbrunn, Flattendorf, Buchberg, Löffelbach, Häckerberg, Schildbach und Dienersdorf. 1833 war am oberen Dorfende das erste, 1883 am anderen, südlichen Dorfende das zweite Schulhaus in Verwendung genommen worden. Anton Kratzer war der erste Lehrer mit Lehrbefähigungsprüfung, der von 1881 bis 1922 an der Schule wirkte. Während des Weltkrieges wurde er von der Bezirkshauptmannschaft zum Mitglied der Erntekommission für Mitterdombach und die Umgebungsgemeinden ernannt (ihr Leiter war mein Vater), 1917 zum Erntekommissär für den Bezirk Hartberg bestellt. Nachdem Anton Kratzer schon der Lehrer meines Vaters war, genoß auch ich ihn seit

Heimkehrer-Fest der Gemeinde Mitterdombach-Siebenbrunn. Als Bürgermeister in der 1. Reihe, Mitte, sitzend, mit heller Krawatte, der Vater des Verfassers, links neben ihm Lehrer Kratzer.

1917. Unsere Dorfschule wurde immer einklassig in drei Abteilungen geführt. Nach dem Ausscheiden Kratzers trat Josef Pöltl seine Nachfolge an, bei dem wir als jungem Lehrer mit großem pädagogischem Geschick gern zur Schule gingen.

Nach sechs Jahren Volksschule kam ich 1923 in die Bürgerschule in Hartberg, die ich vier Jahre besuchte. Mein Schulweg traf sich mit jenem von Fritz Posch beim Krankenhaus vor der Stadt. Bauernsöhne besuchten die Bürgerschule damals nur selten; wenn aber, dann konnten sie sich mit den Stadtschülern durchaus messen. Auch ich, aus der einklassigen Volksschule kommend, war der Zweitbeste meiner Klasse und sieben Semester lang Vorzugsschüler; nur ein Bauernsohn aus Penzendorf hatte noch bessere Noten.

In der Bürgerschule unterrichteten uns auch einige deutschnational gesinnte Lehrer, die Weltkriegsteilnehmer waren. Wir lernten Lieder aus der Zeit der Freiheitskriege, Marschlieder wurden beim Marsch zum Turnplatz gesungen. Unser damaliger Direktor führte uns in der Nachkriegszeit das Schicksal unseres Volkes vor Augen und zeichnete treffende Bilder unserer Kriegsgegner. Von seinen Aussprüchen blieb mir einer in Erinnerung: „Italien ist der Stiefel, der von den Engländern geschmiert und von den Österreichern gewichst wurde." Dieser Mann leitete auch die Ortsgruppe Hartberg des Schulvereines Südmark.

Handel und Gewerbe warteten jährlich auf die Absolventen der Bürgerschule, die sich eines großen Ansehens erfreute. Neben der Hartberger Bürgerschulzeit und der zweijährigen Ausbildung an der Ackerbauschule Grottenhof bei Graz (1928 bis 1930) prägte mich die schon erwähnte fortschrittliche Gesinnung meines Vaterhauses.

Vater hatte sich dem Steirischen Bauernbund, dem späteren Landbund, kurz die „Grünen", zugewandt und in dieser Bauernpartei auch die Funktion eines Vertrauensmannes für Mitterdombach ausgeübt. Der Großteil der Bauern war im Katholischen Bauernverein (später Katholischer Bauernbund) organisiert. Zwischen diesen beiden Gruppierungen kam es in den Dörfern häufig zu Rivalitäten. Als die grünen „Bündler" anfangs der zwanziger Jahre in Hartberg einen großen Bauerntag mit Umzug von Festwagen veranstalteten, stellten die Mitterdombacher „Bündler" einen Wagen, auf dem die Arbeit von Wäscherinnen dargestellt wurde. Darüber war ein Transparent angebracht mit der Aufschrift „Hier werden die Schwarzen gereinigt". Als dieser Festwagen das „schwarze" Schildbach passieren wollte, protestierten die dortigen Bauern dagegen und ließen den Wagen erst durch, nachdem das erwähnte Plakat entfernt worden war.

Führer der „grünen" Bauern war der Eggendorfer Josef Singer, dessen Schwester den Vater von Fritz Posch geheiratet hatte. Eggendorf galt damals als den benachbarten Gemeinden weit voraus im Hinblick auf fortschrittliche Bewirtschaftungsformen. Vater Posch war mit meinem Vater — obgleich anderer politischer Gesinnung — befreundet. Er war zur selben Zeit wie mein Vater, insgesamt ein paar Jahre länger, Bürgermeister seiner Heimatgemeinde. Ich erfreute mich seines besonderen Wohlwollens.

Es war anfangs der dreißiger Jahre, als sich der Umbruch in der Landwirtschaft anbahnte: Bei uns und in der ganzen Oststeiermark erfolgte, wie schon erwähnt, die Bodenbearbeitung auf dem Ackerland noch in der traditionellen vierfurchigen Bifingkultur. Dies schloß eine rationelle Bewirtschaftung der Felder aus; die Oststeiermark galt mit Recht als der rückständigste Teil des Landes. Gemeinsam haben Vater Posch und ich an einem Sonntag vormittag in Hartberg zur Schau gestellte neue Eisenpflüge besichtigt, und er hat sich der Empfehlung des Grottenhof-Absolventen gern bedient. Als ich dann mit zwei Pferden vor dem neuen eisernen Pflug auf unserem Hof die ersten Furchen zog, hatte ich Herzklopfen: Ich war mir bewußt, daß nun mit einer jahrhundertealten Tradition gebrochen wurde. Manche Bauern im Dorf standen der Umstellung anfangs abwartend gegenüber, nach einigen Jahren waren aber alle Höfe vom Vorteil des Ebenbaus überzeugt und zu ihm übergegangen.

In meiner Jugend waren die Bezirksstraßen, auch die heutige Wechselbundesstraße, noch Sand- und Schotterstraßen, die im Frühjahr, wenn der Frost aufging, oft grundlos wurden. Die Räder schwerer Fuhrwerke sanken ein, es mußte dann von benachbarten Höfen ein Vorspann geholt oder ein Teil der Wagenlast abgeladen werden, um diese in einer zweiten Fahrt über den Berg zu bringen. Die längst abgebrochene Teufelsmühle am Dombach an der Gemeindegrenze zwischen Mitterdombach und Dienersdorf, unmittelbar an der alten Grazerstraße gelegen, soll ihren Namen daher erhalten haben, daß nächtlicherweise das Fluchen der Fuhrleute, Peitschenknallen und Pferdewiehern von weitem zu hören waren. Wenn man aber an Ort und Stelle kam, sei es plötzlich ganz ruhig gewesen, so daß man überzeugt war, daß dort der Teufel seine Hand im Spiele hatte.

In den ersten Jahren nach dem Weltkrieg verkehrte noch die pferdebespannte Postkutsche von Pöllau nach Hartberg, und ich erinnere mich, daß an schlechten Straßenstellen die Passagiere bei der Berganfahrt aus dem Postwagen aussteigen und ein Stück zu Fuß gehen mußten. Wir Schulbuben haben uns manchmal verstohlen auf die Hinterachse geschwungen, doch der Postillon war argwöhnisch, wenn er Buben überholt hatte, und schnalzte mit seiner langen Peitsche nach hinten, um die Schwarzfahrer zu vertreiben.

Unvergessen bleibt mir — als eine Art von Abschluß meiner Jugendjahre — ein Fußmarsch nach Roseggers Waldheimat mit zweien meiner Brüder. In meinem Elternhaus wurde Peter Rosegger sehr verehrt. Man las von ihm in Zeitschriften, und gelegentlich wurde auch ein Buch von ihm gekauft. Wir marschierten am ersten Tag auf das Alpl und besuchten am nächsten Tag Geburtshaus und Waldschule. Zu Mittag stiegen wir auf zur Pretulalm, weiter auf das Stuhleck, und über den Feistritzsattel und die Pfaffen kamen wir gegen Mitternacht auf den Hochwechsel. Der dritte Tag führte uns über die Vorauer Schwaig, an der Festenburg vorbei nach Rohrbach, wo wir den Zug nach Hartberg bestiegen.

Heute ist mein Heimathof, nachdem ihn mein Bruder Karl seit dem Zweiten Weltkrieg bewirtschaftet hat, im Besitz seiner Tochter und seines Schwiegersohnes, tüchtigen Leuten, die selbst schon Großeltern sind. Das alte, unzulängliche Wohngebäude mußte einem zweckmäßigen Neubau weichen, zuvor waren die Wirtschaftsgebäude dem Standard angepaßt worden. In Mitterdombach gibt es keine Volksschule mehr, und Hartberg hat sich zu einem bedeutenden Schulzentrum mit mehreren Schultypen entwickelt. Den Dorfkindern stehen damit viel mehr und leichter zugängliche Bildungsmöglichkeiten zur Verfügung, als dies vor siebzig Jahren der Fall war. Mögen sie sie im Sinne eines fortschrittlichen Bauernstandes nützen.